

Sophie Divry

Als der Teufel aus dem Badezimmer kam

Sophie Divry

**Als
der
Teufel
aus
dem
Badezimmer
kam**

*Ein Improvisationsroman
voller Unterbrechungen
und ohne Anspruch auf Tiefgang*

Aus dem Französischen von
Patricia Klobusiczky

ULLSTEIN

Die Originalausgabe erschien 2015 unter dem Titel
Quand le diable sortit de la salle de bain bei
Les Éditions Noir sur Blanc, Lausanne.

Die Übersetzerin dankt dem Deutschen Übersetzerfonds
für die großzügige Förderung ihrer Arbeit.



ISBN 978-3-550-08136-1

© Les Éditions Noir sur Blanc, 2015

© der deutschsprachigen Ausgabe

2017 by Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin

Alle Rechte vorbehalten

Gesetzt aus der Fairfield

Satz: Annika Preyhs | buchstabenplus

Druck und Bindearbeiten: GGP Media GmbH; Pößneck

Printed in Germany



*Dieses Buch widme ich
den Unproduktiven, den Kindern,
den Ausgehungerten, den Träumern,
den Nudlessern und »Niedergeschlagenen«.*

*Ich ist ein Werkzeug
– könnte Rimbaud das hören, würde er sagen:
O ja, das ist echt tausendmal besser als
Ich ist ein Anderer.*

RAYMOND FEDERMAN

*Wenn man arbeitslos ist, also unterernährt,
gelangweilt, von allen möglichen Sorgen und Nöten
geplagt, hat man nicht die geringste Lust auf
fade gesunde Kost.
Man möchte wenigstens »was schmecken«.*

GEORGE ORWELL

ERSTER TEIL

In welchem man von den Geldnöten der Heldin erfährt, die sich auf der Suche nach etwas Essbarem befindet und sich dabei zur Wehr setzen muss gegen lästige Einmischungsversuche von Verwandten und egoistischen Freunden, von geschwätzigen Gegenständen, E-Mails, Anrufen und anderen Schikanen des modernen Lebens.

1

Ich habe eine Phase durchgemacht, in der mein Einkommen um zwei Drittel schrumpfte und mein Wohnraum sich von achtzig auf zwölf Quadratmeter reduzierte. Aus Gründen, die ich später ausführen werde, war ich zwar nicht unglücklich, aber arm. Und als ich eines Morgens im April von der Bibliothek heimkehrte, fand ich im Briefkasten eine Nachzahlungsforderung meines Stromanbieters vor. 260 Euro wollten sie von mir, diese Saubande. Auf dem Konto hatte ich noch 300. Mit zitterigen Fingern füllte ich den Scheck aus, unterschrieb und verschickte ihn. Wirklich höchste Zeit, eine Arbeit zu finden.

Also habe ich gemacht, was jeder an meiner Stelle gemacht hätte: Ich schaltete den Computer ein.

Auf www.jobboerse-arbeitsagentur.fr loggte ich mich mit Benutzernamen, Passwort und Postleitzahl ein, um zu meinem *persönlichen Servicebereich* als Langzeitarbeitslose zu gelangen. Dort startete ich eine Multi-kriteriensuche und gab zunächst »Stadtschreiberin«, »Journalistin« und dann noch »Lehrerin« ein, was mir zwischen null und sechs Treffer bescherte, davon kein einziger in Lyon, außerdem erforderten alle einen Führerschein Klasse 3. Bald flimmerte es mir vor den Au-

gen. Ich erweiterte die Suche: »PR-Expertin«, »Internatsaufseherin«, »Sekretärin«, »Privatdetektivin« ... Vor lauter Beklemmung konnte ich gar nicht mehr lesen, denn während die Website emsig rechnete, um zweifelhafte Angebote auszuspucken, nahm mein Gehirn immer wieder dieselbe Subtraktion vor: $300 - 260 = 40$.

Wer war schuld? Die Glühbirnen? Die Herdplatten? Der Teekessel? Der Wasserkocher? Der Computer? In meiner Wohnung hängt alles am Strom. Der Januar war außergewöhnlich kalt gewesen. Die Saône war zugefroren. Das ganze Viertel war im eisigen Nebel erstarrt, nichts schien sich zu bewegen, von weißen Rauchwolken abgesehen, die über den Dächern aufstiegen und bezeugten, dass manche immerhin den Luxus einer Zentralheizung genossen. In der vollkommen reglosen Landschaft wirkten diese Schwaden wie weiße Fahnen, die den Winter um Gnade anflehten. Nun, vier Monate später, da der Frühling einem doch das Herz erwärmen sollte, warf ich meinen teilnahmslos unter einer Staubschicht ruhenden Heizkörpern vernichtende Blicke zu. Hundsgemeine Heizkörper. $300 - 260 = 40$. Von dieser so simplen wie pausenlos wiederholten Rechenaufgabe völlig verstört, setzte mein Verstand alles daran, das unanfechtbare Ergebnis zu leugnen. Er rechnete unaufhörlich nach, in der Hoffnung, auf eine andere Zahl zu kommen und sich nicht der nächstliegenden Frage stellen zu müssen: Wie soll man zehn Tage lang mit 40 Euro auskommen?

Was tun, besser gesagt, nicht tun? Nichtkaufen, nichtausgehen, nichthabenwollen, nichtmetrofahren, nichtbusnehmen, nichtshoppen, nichtnachtischgenießen, nichtfleischessen, nichtbiertrinken, nichtwochenmarktbesuchen, nichtfrischesobstundgemüseessen, nichtaus-

wärtskaffeetrinken, nichtfürunvorhergesehenesgeldausgeben, nichtneuerechnungenbezahlen, nichtneueunkostentragen? Diese Gedanken nahmen dermaßen überhand, dass es mir die Luft abschnürte, das Nichtatmen drohte schon eine Ja-Panik und dann eine Runde An-diedeckestarrung auszulösen, als mein Rechner einen Piepton von sich gab, der mich jäh hochfahren ließ.

Eine Mail von Hector, meinem besten Freund.

Ich hatte ihn an der Uni kennengelernt, wir standen uns immer noch nah (eine Seltenheit, denn mir sind Freundschaften zuwider, die sich allein auf die Erinnerung an eine gemeinsame Vergangenheit gründen). Hector war intelligenter als der Durchschnitt und linkischer. Er gehörte zu denen, die Karohemd und Tupfenkrawatte kombinieren. Als begnadeter Saxophonist hätte er einen wunderbaren Musikprofessor abgegeben, aber der Zugang zum Konservatorium war ihm aus gesundheitlichen Gründen verwehrt geblieben: Während der Aufnahmeprüfung hatte er einen Asthmaanfall erlitten. Seitdem litt er an chronischem Prekariat, hielt sich mit ein paar Privatstunden über Wasser, trieb zwischen unterbezahlten Gelegenheitsarbeiten und der Obhut der Arbeitsagentur hin und her und gelobte immer wieder, es erneut beim Konservatorium zu versuchen, ohne sich je dazu aufzuraffen. Und noch ein Detail, bevor ich zu sehr abschweife: Hector besaß einen ganz eigentümlichen Tick, ob er ihn aus Snobismus kultivierte und sich damit gegen die Selbstentwertung stemmte, die mit der Arbeitslosigkeit einhergeht, oder aus einer Koketterie heraus, die im Industriezeitalter überholt wirkt, weiß ich nicht, jedenfalls schwelgte mein Freund in gesuchten Adjektiven und Attributen, die er zudem am liebsten nachstellte. Trotz dieses kaum erträglichen Ticks war

Hector mir ein lieber und zuverlässiger Leidensgenosse, dem ich manchmal meine Ängste, oft meine Probleme und immer meine Manuskripte anvertraute. Wie Autoren so sind, wollte ich unbedingt hören, was er von meinen Werken hielt. Obwohl ich wusste, dass mein Freund ein anderes, pikanteres Thema deutlich vorzog, davon geradezu besessen war: Im Viertel Croix-Rousse war ich weit und breit die Einzige, mit der er nicht geschlafen hatte, und dieser exterritoriale Status erlaubte ihm, mir völlig unverstellt seine Eroberungen zu schildern. Hector war eine seltene Ausnahme, er gehörte zu den wenigen Arbeitslosen, die ich kannte, denen gleich eine ganze Schar von Frauen zu Füßen lag. Und jede, die er verführte, war garantiert die Frau seines Lebens.

Von: Hungerkünstler_Hector
Gesendet: 20. April 2012, 16:35:55
An: Die_blanke_Sophie
Betreff: Hallo

Weißt du was? Die schöne Belinda, meine bezaubernde Nachbarin, hat mir kürzlich ein riesiges Stück Apfelkuchen vorbeigebracht, ein köstliches. Ich dachte also, ich hätte sie in der Tasche (im Bett), aber dann kommt sie mir am nächsten Tag in Begleitung eines ultragarstigen Kerls entgegen, den sie mir als »ihren Liebsten« vorstellt. Ein Pariser, komplett unterbelichtet, namens Charles-Édouard. Ein Vollidiot, zum Kotzen. Ja, ich bin eifersüchtig, lach du nur. Ich habe die Sache zu lange schleifen lassen. Vielleicht, weil sie gleich unter mir wohnt. Das verzeihe ich mir nie. Ich denke nur noch an sie, die schöne Belinda ... Sobald ich wieder in Lyon bin, werde ich sie stürmisch belagern. Ansonsten lasse ich mich von meinen lieben Eltern sattpöppeln. Und löse knifflige Kreuzworträtsel.

Um mich abzulenken, habe ich übrigens dein zweites Buch gelesen. Nicht übel. Du sitzt wahrscheinlich schon am nächsten. Und du weißt, was ich dir rate: Wenn du Geld verdienen

willst, schreib was Lustiges, was Leichtes – Thrill, Blut und Sex!

Apropos Sex: Meinst du, ich kann Belinda eine SMS, eine knusprige, schicken? Sie soll mich bloß nicht vergessen, das launische Ding ... Sag mir Bescheid und halt derweil die Augen offen. Solltest du ihren »Liebsten« (lachhaft) sichten, will ich einen ausführlichen Bericht.

Gruß und Kuss.

Vor Ausdruck dieser E-Mail bitte an die Umwelt denken.

Gleichzeitig mit Hectors Mail traf eine Nachricht meines Bruders Élie ein, mit angehängtem Foto. Auf einem Fischerboot hielten zwei Männer von vierzig Jahren stolz einen dicken toten Fisch hoch. »Unser Fang ist ein Meeraal siehe Bild im Anhang noch habe ich keinen Pelamiden gefischt wie der Bruder meiner Freundin in Hyères bis bald Élie.« Ich hatte nicht übel Lust, ihm als Antwort das Zitat von Marcel Pagnol zu schicken: »Sich mit einem Fisch ablichten zu lassen – wie würdelos!«

»Ach, Pagnol!«, glaubte ich meine Mutter zu hören.
»Was für ein Mann! Was für eine edle Feder!«

Mit einem leichten Lächeln blickte ich aus dem Fenster. Die Hochfackeln von Feyzin entließen fettige Rauchschwaden in den Himmel, die sich zu einer dräuenden schwarzen Masse ballten, schwer wie ein schlechtes Gewissen, das den Städtern den ganzen Tag aufs Gemüt drücken würde. Beim Anblick der urbanen Menschenfalle krampfte sich mein Magen schmerzhaft zusammen und erinnerte mich daran, dass ich gerade etwas Unangenehmes durchlebte. Einen Moment lang hing alles in der Schwebel, als wäre dieses Gefühl gegenstandslos. Und dann drehten meine Gedanken im

Bruchteil einer Sekunde um, vorbei am Foto des Meer-
aals, vorbei an Hectors Mail, und rührten, während
mein Blick sich von der Aussicht löste und zum Bild-
schirm zurückwanderte, wieder an die schlimme Frage.
40 Euro und noch zehn Tage bis zum Monatsende. Was
tun?

2

»Ach, Kind!«, kraquäkte meine Mutter, »ich hatte ja keine Ahnung, dass du so arm bist. Um das zu erfahren, muss ich also deine Bücher lesen ... Hätte ich das gewusst, hätte ich niemals zugelassen, dass du diese verfluchte Literatur zum Beruf machst.«

Mein Kühlschrank war leer, wie meistens nach der Monatsmitte. Am besten sollte ich mich mit so vielen Vorräten wie möglich eindecken und mich in meiner Wohnung verbarrikadieren.

»Wohnung?«, widernörgelte meine Mutter. »Das ist keine Wohnung. Eine Kammer, eine Bude, ein Zelt, ein Schuppen, eine Hütte, meinetwegen ein Zimmer, aber ganz bestimmt keine Wohnung. Sonst gäbe es hier Gardinen. Es gäbe ein Regal und obendrauf Marmeladengläser, es gäbe einen Couchtisch samt Fernsehzeitschrift, es gäbe Nüsschen für den Fall, dass Freunde dich besuchen, es gäbe ... ein Tafelservice! Ich bin sicher, du hast nicht mal genug passendes Geschirr für vier Personen. Jede junge Frau, und sei sie noch so *künstlerisch*, besorgt sich das bei einem provenzalischen Töpfer: ein komplettes Tafelservice, große Teller, kleine Teller, Suppenteller und Dessertteller. Falls du eines Tages ein solches anständiges Tafelservice dein Eigen

nennst, kannst du eventuell von einer ›Wohnung‹ sprechen!«

Als sich in meinem Leben das Blatt so katastrophal wendete, als das große Scheitern am Horizont aufzog und ich auf die andere Seite übertrat, kurzum in der ersten Phase meiner Misere, beging ich den Fehler, mir gegen Monatsende dringend benötigte Schuhe zu kaufen. Mit dem Ergebnis, dass meine Füße sich zwar sehen lassen konnten, ich aber hungern musste. Das war mir eine Lehre. Nahrung ist die einzig gültige Priorität. Wenn ich meinen Kühlschrank auffüllte und die Wohnung nicht verließ, könnte ich es schaffen. Außerdem heißt Horten Handeln; Handeln heißt Kämpfen; Kämpfen heißt, die Würde wahren. Ich musste zum Supermarkt, um mich mit Nudeln zu versorgen.

Diesem kämpferischen Vorsatz zum Trotz setzte ich mich wieder an den Computer. Eine dumpfe Angst hielt mich zurück, auch körperliche Erschöpfung bei der Vorstellung, mit knurrendem Magen durch die Supermarktgänge zu laufen. Verzweifelt suchte ich Ablenkung. Automatisch, unausweichlich rief mein Browser das Onlinespiel Bubble Shooter auf. Sofort klickte ich die bunten Kugeln an. Sobald eine Kugel auf zwei andere derselben Farbe traf, explodierte das Trio, und während ich mich dieser stumpfsinnigen Aufgabe widmete, erfüllte mich jede Explosion aufs Neue mit Genugtuung. Mein Blick erfasste rasch die Bildanimation, die die Spielerfinder ausgeklügelt hatten, jede Kugel zerplatzte mit einem kurzen Knall, ein Wölkchen in Auflösung, die Fläche wurde immer freier, der Sieg nahte. Wieder und wieder klickte ich, ließ eine gelbe Kugel auf die anderen gelben los, eine rote auf die anderen roten, ein Hauch von Entspannung wehte mich an, wenn ich ein Trio aus-

löschen konnte, und ich wurde ärgerlich, wenn es mir nicht gelang.

»Ach, Kind, was für eine Schande. Da hat sich das teure Studium ja richtig gelohnt, wenn du dich jetzt am Computer dumm daddelst!«, seufzete meine Mutter.

Die Bubble-Shooterei, die zwar Konzentration erfordert, aber das Denken ausschaltet, beschwichtigte die nagende Angst, die mir diese gierigen Stromarschlöcher eingejagt hatten. Nach einer Stunde hatte ich die ersten drei Farben eliminiert, die Spielfläche wurde freier und freier. Ich machte weiter, bis auch die letzte Kugel zerstört war. Eingerahmt von einem wunderhübschen Pixelfeuerwerk leuchtete meine Punktzahl auf dem Monitor auf. Es ging mir besser. Auch wenn ich in gewisser Hinsicht meine Zeit vergeudet hatte.

»Ja, genau, vergeudet«, pflichtpampfte meine Mutter, »und ich bin nicht gerade stolz auf dich.«

Im Radio verkündete ein Wirtschaftsexperte, dass die Bemühungen der Franzosen bald Früchte tragen würden. Der Supermarkt schloss erst um 20 Uhr. Ich stürzte mich in die nächste Partie Bubble Shooter. Diese Spiele sind hilfreiche NGOs für die Nerven, man sollte ihre Startseiten mit Motivtafeln versehen: »Hier wurde Mouloud vor dem Selbstmord bewahrt. Danke.« – »Dank Bubble habe ich Fernand vergessen.« – »Keine Depression mehr. Ewig dankbar. Maja.« Wie elektronische Schmusedecken breiten sie sich über die Nöte gehetzter Arbeitnehmer, verlassener Ehefrauen, einsamer Greise, schwerbehinderter Transferleistungsempfänger, pickliger Jünglinge oder unverheirateter Nachtwächter ...

»Und Mütter, die von ihren Töchtern vernachlässigt werden«, unkürnte meine Mutter.

Und noch einmal, noch einmal, noch einmal prüfte ich online meinen Kontostand. In der Spalte »Haben« wurden meine arglosen 300 Euro angezeigt, unmittelbar vor ihrer stromanbieterischen Verstümmelung. Aber bevor diese Summe sich auf dem Bildschirm materialisierte, musste ich nach Eingabe von Benutzernamen und Passwort drei Sekunden warten, so lange dauerte es, bis die *Kontoübersicht* geladen wurde, drei Sekunden, die angesichts des Informationsgehalts und der systeminternen Sicherheitsmaßnahmen irrationale, astronomische, gnostische Dimensionen annahmen, drei Sekunden Hoffnung, drei Sekunden, in denen ich mir eine Umkehrung der Situation ausmalen konnte. Leider: nein. Immer wieder dieselbe Enttäuschung. Und jedes Mal vorhersehbar, denn die Kontoinformationen wurden nur einmal täglich aktualisiert, wie ich sehr wohl wusste. Die Zwänge der wirklichen Welt hagelten auf mich nieder wie ein Stapel leerer Teller.

»Es reicht!«, bellschnauzte meine Mutter. »Geh jetzt einkaufen, muss ja sein. Und überleg dir gut, was du brauchst. Keine Torheiten, ich behalte dich im Auge!«

3

Im Supermarkt sind die Armen leicht zu erkennen. Es sind die mit einer Einkaufsliste in der Hand, von der sie nicht abweichen. Die, die Waren ohne Preisschild mit dem Barcodescanner prüfen. Die, die vor den Regalen von einem Fuß auf den anderen treten. Die, die lange vor dem Überangebot an Joghurt verharren und Vergleiche anstellen – Kilopreis, Stückpreis, Großpackungspreis –, in der Hoffnung, die klügste Wahl zu treffen zwischen den nährstoffarmen Billigangeboten und den qualitativ hochwertigeren, aber teureren Produkten. Eine Frau rempelt mich an, stapelt die leckeren Tiramisus mit Spekulatiusaroma in ihren Einkaufswagen. Blöde Schlampe. Hass. Neid. Frust. Aus den Lautsprechern dringt – Überraschung! – Supermarktmusik. Ich verlasse die Joghurts Richtung Nudel-und-Reis-Regal, Tomatensoßen-Regal, Dosenravioli-Regal.

Ach, wie wirkt doch alles darauf hin, mir Pein zu sein und Qual – mit jeder Packung, die ich in den Wagen lege, nimmt die Pein zu und mein Budget ab. Ich wünsche mir einen Kassierfehler oder einen Stromausfall, irgendetwas, das die übliche Logik aufhebt, der zufolge man-für-seinen-Einkauf-das-bezahlt-was-es-kostet.

»Die Welt ist nicht da, um sich deinem Willen zu beugen«, höre ich meine Mutter.

Die Gänge sind lang, die angebotenen Waren unzählig, die Produktnamen springen mir ins Gesicht und ermüden mich zunehmend. Ich muss hier weg, und zwar schleunigst. Eigentlich hätte ich noch Zahnpasta gebraucht, egal. Beim Warten vor der Kasse, diesem besonders quälenden Moment, blicke ich in meinen Einkaufswagen: Weizengrieß, Nudeln, Reis, Tomatensoße, Kartoffelflocken, Milch, Naturjoghurt, Butter, Kaffee. Lauter Lebensmittel, die binnen kürzester Zeit in meinem Magen verschwinden werden. Insgesamt 22,30 Euro. Ich zahle mit EC-Karte, mein Kampfgeist ist gebrochen. Ich weiß, bald werde ich davon träumen, dass mein Kühlschrank zum Füllhorn wird, auf magische Weise mit erlesener Feinkost vollgepackt, die ich morgens nach dem Aufstehen vertilge ...

»Du verleugnest wieder einmal die Wirklichkeit. Das ist deine künstlerische Neigung. Schon als Kleinkind fiel es dir schwer, dich mit ihren Zwängen abzufinden.«

Aber was ist die Wirklichkeit?

Ist Geld etwa keine Fiktion? Ist Arithmetik etwa keine kollektive Erfindung? Ich verrate Ihnen mal, welche Wirklichkeit zählt: die des Magens. Seit Tausenden von Jahren müssen sich sämtliche menschliche Lebewesen den Magen füllen. Das ist die einzige Wirklichkeit, die sich nicht durch Revolution, Jahreszeitenwechsel oder

Zauberküsschen außer Kraft setzen lässt. Habe ich einen leeren oder einen vollen Magen? Das ist die Grundlage für alles andere. Aus Anstrengung lässt sich nämlich keine Suppe bereiten, aus Freundschaft keine Brühe kochen. Man muss Nahrung zu sich nehmen, sonst gibt es weder Liebe noch Krieg, kann weder eine kommunistische Partei gegründet noch eine Orientierungswoche für BWL-Studenten abgehalten werden.

(Ende der Durchsage.)

Nachdem ich die Einkäufe in meinem Apartment verstaut hatte, fühlte ich mich etwas besser. Die Welt mochte feindselig sein, aber mit meinen Nudeln im Kilopack war ich gerüstet. Außerdem rührte mich meine Lage: War ich nicht anständig? Hatte ich die fällige Summe nicht brav entrichtet? Man konnte mir nichts vorwerfen. Ich bezahlte meine Rechnungen. Ich schnallte mir den Gürtel enger. Ich war wirklich tapfer. Geldmangel bringt oft Hochmut mit sich – wer ihn erlebt hat, weiß bestimmt, was ich meine. Weil man imstande ist, aufs Essen zu verzichten, oder fast, fühlt man sich den anderen überlegen, als weckte die Armut bei ihren Opfern einen albernen Stolz, der jedoch notwendig ist, um sie zu bekämpfen.

Gerade als ich mir eine Tütensuppe mit einem Stück Zwieback schmecken ließ, klingelte das Telefon.

»Guten Tag. Hier Claudine Joubert von Ihrer Telecom. Ich habe ein sensationelles Flatrate-Angebot für Sie ...«

»Sparen Sie sich den Rest. Kein Interesse.«

»Darf ich wissen, warum, Madame? Das Angebot ist wirklich sensationell günstig. Der Einstiegstarif liegt bei

14,90 Euro.« *[Pflichtschuldiges Lächeln ihrerseits. Genervtes Aufstöhnen meinerseits.]*

»Ich bin schon versorgt.«

»Wie viel zahlen Sie? Unser aktuelles Angebot ist garantiert preiswerter ...«

»Ich habe kein Geld.«

»Aber dann ist es doch gerade in Ihrem Interesse, weniger zu bezahlen.«

»Nein, ich will keinen Wechsel. Ich habe im Moment andere Sorgen.«

»Mit Ihrer Telecom ist das ein Kinderspiel. Sie können Ihre Nummer behalten.«

[Honigsüßer Ton ihrerseits. Steigende Galligkeit meinerseits.]

»Nein. Außerdem esse ich gerade.«

»Ich kann Sie gern später zurückrufen, wenn Sie mir ein Zeitfenster nennen.«

»Nein, kein Bedarf.«

»Wollen Sie denn nicht weniger bezahlen? Da lassen Sie sich aber was entgehen, Madame. *[Gesteigerte Sprechgeschwindigkeit ihrerseits. Lust, ausfallend zu werden, meinerseits.]* Ich biete Ihnen einen günstigeren Vertrag an. Das sollten Sie sich gut überlegen, meinen Sie nicht?«

»Ich würde jetzt gern auflegen.«

»Na gut. Es tut mir leid für Sie, Madame. Wirklich schade, dass Sie nicht weniger bezahlen wollen ... Wie auch immer, Ihre Telecom wünscht Ihnen einen schönen Abend.«

In der Kategorie »Übelste Jobs aller Zeiten« dürfte Telefonmarketing weltraumweit die Siegespalme davontragen. Kein anderer Beruf ist so nutzlos, so nervig für die Mitmenschen, kein anderer trägt so stark zu Lärmbe-

lästigung und Sprachentstellung durch Kommunikation bei. Ich frage mich, welche aufgeblasene Werbersackwalze zuerst auf die Idee gekommen ist, Dienstleistungen am Telefon zu verrechnen und dabei das grundlegendste Gesetz der Höflichkeit mit Füßen zu treten, das da lautet, belästige niemanden mit deinem Scheiß.

»Da hast du sicher recht, aber hüte deine Zunge!« Meine Mutter gab keine Ruhe. »Vulgarität hilft nicht weiter. Arschlöcher, Schlampe, Sackwalze, Scheiß ... Das gefällt mir nicht. So habe ich dir nicht beigebracht zu sprechen.«

Nach dem Essen war das Geschirr rasch gespült. Eine saubere, trockene Traurigkeit überkam mich. Im Radio verkündete ein Politiker, er wolle Frankreich re-industrialisieren. Wie lange würde ich mich denn noch mit dieser vermauerten Welt abplagen müssen?

Schließlich ging ich ins Bett, konnte aber nicht einschlafen. Im Supermarkt hatte ich 22,30 Euro ausgegeben. Blieben mir also 17,70 Euro. Im Grunde genommen brauchte ich mir dafür nichts anderes zu kaufen als Brot. Ich hatte also ein bisschen Spielraum. Das Problem war nur, wenn ich am Automaten 20 Euro abhob, war mein Konto schon überzogen. Ich stand auf und wühlte in meinem Portemonnaie. Eine 2-Euro-Münze. Genug für zweimal Brot. Das müsste reichen, ich würde schon nicht verhungern ...

»Entspann dich, mein Kind. Du hast genug zu essen. Schlaf jetzt.«

Das hätte ich so gern getan. Aber mir spukte die ganze Zeit diese Summe im Kopf herum. Es ist nämlich so: Dieses große, schlaffe, grausame, klebrige, ekelhafte Biest namens *Bedürftigkeit*, diese verfluchte Hunger-technagerei und Kirchenmäusigkeit, dieses Raubtier

mit den riesigen Fangzähnen verleitet einen dazu, sich in seinen Sorgen einzuigeln, bevor Gesundheit, Kleidung und Ernährung tatsächlich in Mitleidenschaft gezogen werden. Es herrscht das Minimale. Das Kleinklein. Erstaunlich, dass eine so bescheidene Summe – 17,70 Euro – dermaßen das Gehirn ausfüllen kann. 17,70. 17,70. 17,70. 17,70. 17,70. 17,70. 17,70. 17,70. Das müsste reichen. 17,70. 17,70. 17,70. 17,70. 17,70. 17,70. 17,70. Ich werde es packen. 17,70. 17,70. 17,70. Armut bewirkt als Erstes, dass man sich der Außenwelt verschließt, in seiner Zwangslage zerfließt, bei fruchtlosen Grübeleien verharret, trübselig an die weiße Decke starrt, sich in seinem ausgehungerten Bewusstsein verfängt, allen unerfüllbaren Wünschen nachhängt, sich in seinem lausigen Pech suhlt, vergeblich um Anerkennung buhlt, seine erfolglosen Bemühungen einstellt, an der Härte seiner Prüfung zerschellt, sich mit der Kargheit abfindet, seinen Magen schindet, gedanklich vor sich hin siecht, sich in sein Elend verkriecht, vor Sehnsucht nach besseren Tagen vergeht, sich in pekuniären Alpträumen ergeht, reich nur an Entbehrungen ist, sein dürftiges Brot frisst, bloß noch Monatsraten zählt, sich nach Strich und Faden quält, aus dem Schlamassel nicht rausfindet, sich vor Verzweiflung krümmt und windet ...

Man denkt an nichts anderes mehr und kann gleichzeitig gar nicht denken. Sobald einem die geringste Idee kommt, kann man sie sich schon nicht mehr leisten. Es fällt uns normalerweise nicht auf, aber letztendlich ist jede Handlung mit einer Ausgabe verbunden. Wer spazieren geht, steigert seinen Appetit. Wer sich mit Freunden trifft, muss unter Umständen einen ausgeben. Dabei braucht man gerade, wenn man knapp bei Kasse ist, Ablenkung und Unterhaltung. Es ist eine Trotzreaktion,

ein rebellischer Instinkt, der einem zuflüstert: Wenn schon keine Arbeit, dann wenigstens Spaß ... Aber dafür war es jetzt zu spät. 17,70. 17,70. 17,70. 17,70. 17,70. 17,70. 17,70. *Hoffentlich ist der Monat bald zu Ende.* 17,70. 17,70. 17,70. 17,70. *Bloß keine Rechnungen mehr.* 17,70. 17,70. 17,70. 17,70. 17,70. Mich beunruhigte inzwischen nicht nur diese Summe, sondern meine Situation insgesamt. Unmittelbar nach meiner Kündigung hatte ich mir erst mal keine Sorgen machen müssen, ich bekam ja noch Geld. Doch die Jahre zogen ins Land, und mittlerweile war mein Arbeitslosenstatus in den einer Sozialhilfeempfängerin übergegangen. Die Zeit der Unbeschwertheit war lange vorbei.

4

In meiner Kindheit war Hunger nie ein Thema gewesen. Allein der Sinn des Wortes »Hunger« war mir lange Zeit verborgen geblieben. Ich wuchs mit sechs Brüdern auf, Martial, Gaston, Virgile, Kazan, Élie und Tom. Wir lebten wie in einem Schloss inmitten eines riesigen Parks, rannten über Wiesen voller Wildpferde, angelten Molche mit der Hand, tollten im Heu, bauten Indianerhütten, spielten ausgiebig Schatzsuche, kehrten abends mit aufgeschürften Knien heim und brachten große Blumensträuße mit, die unsere Mutter auf die Anrichte im Wohnzimmer stellte, bevor sie uns heiße Schokolade servierte.

So jedenfalls erinnere ich mich an meine Kindheit. Mein Vater liebte meine Mutter, meine Mutter liebte meinen Vater, unsere Eltern liebten uns. Papa war der Allerstärkste, Mama die Schönste im ganzen Land. Nie habe ich erlebt, dass ihr der Geduldsfaden riss, wenn sie uns ankleidete, wusch, fütterte, einen Gute-Nacht-Kuss gab und das Spielzeug aus der Hand nahm, mit den Worten: »Es ist spät, ihr müsst jetzt schlafen.« Nie wurde ich geschlagen, nie wurde mir ein Haar gekrümmt. Meine Eltern spornten mich immer an, sobald ich etwas Neues lernte, erhielt ich Zuspruch, wurde für

meine Mühe belohnt. Erst als Erwachsene bin ich in Schnellzüge gestiegen, suchte mir eine günstige Krankenkasse und verlor den Glauben; als Kind hatte ich von Rechnungen und Einsamkeit noch keine Ahnung. Unsere Sippe, die sich tagsüber zwischen Schule, Haus und Park zerstreute, kam beim Abendessen wieder zusammen – wie die Weizenkörner aus dem Lied, das wir sonntags in der Kirche sangen, in dasselbe Brot eingingen. Wir waren eine glückliche Familie, die ihr Glück regelmäßig zelebrierte. Meine Eltern hielten sämtliche Feiertage ein, Weihnachten genau wie unsere sieben Geburtstage. An Ostern suchten wir Eier. Zu Lichtmess aßen wir Crêpes.

Ich liebte Lichtmess. Tagsüber bereitete meine Mutter den Teig für die Crêpes in einer großen Holzschüssel zu, die sie mit einem Tuch bedeckte, das sie erst am Abend lüftete. Sie lockte uns an den Tisch, indem sie verheißungsvoll eine Kelle in die Schüssel tauchte und eine dicke beige Teigzunge in die geölte Pfanne goss. Mit einer geschmeidigen Drehung des Handgelenks zauberte sie aus der Flüssigkeit einen gleichmäßigen Kreis – wie Gott, der die Gestirne erschafft. Neben ihr vollführte mein Vater das gleiche Wunderwerk in einer anderen Pfanne, und zwischen ihnen hüpfte immer eins von uns sieben Kindern auf und ab, weil wir ausnahmsweise zwischendurch vom Tisch aufstehen durften. Ich habe die Szenen noch sehr lebendig vor Augen: Mama und Papa stehen am Herd, wenden die Crêpes voller Schwung, während wir Kinder vor Freude kreischen. Sie belegen die Pfannkuchen üppig, lassen sie auf unsere Teller gleiten, halten dabei eine absolut gerechte, wenn auch absolut nicht nachvollziehbare Reihenfolge ein, die wir mit unseren »Ich bin dran!«-Rufen zu sabotieren

versuchen, bis wir schließlich satt genug sind, um uns auf unsere Manieren zu besinnen.

Dank dieser langen Prägung durch ein gemeinschaftliches Leben ist mir eine gewisse Liebe zum Chaos geblieben (oder zumindest der Hang, ein Zuviel an Ordnung für deprimierend und Chaos an sich für belebend zu halten). Was mir damals schon besonders gefiel, war der zeitversetzte Ablauf, die Tatsache, dass die öde Reihenfolge von Vorspeise–Hauptspeise–Nachspeise aufgehoben war. Während ich mir den letzten Bissen in den Mund schob, fing einer meiner Brüder erst mit dem Essen an. Alles war in Bewegung, das Wachstum mit Käseraspeln und Eigelb bekleckert, und das Teigschöpfrad schien sich unaufhörlich zu drehen, damit wir uns die Bäuche vollschlagen konnten. Krönender Abschluss der Zeremonie war das Flambieren. Neun Zuckercrêpes wurden in einem großen Suppenteller gerollt und geschichtet. Mein Vater goss Rum in eine Kelle, stellte sie auf den Gasringbrenner, ich schmiegte mich an seine Beine, um den Augenblick nicht zu verpassen, wenn er die Kelle ein paar Zentimeter anhub und das Feuerzeug an den erhitzten Rum hielt. Schon loderte eine hohe, gefräßig blaue Flamme empor. Meine Mutter schaltete das Licht aus. Es wurde dunkel, es wurde still. Die riesige Flamme schien im Raum zu schweben. Ich sah, wie der Schatten meines Vaters das Feuer mit einer einzigen Handbewegung auf die geschichteten Crêpes verteilte. Ich war wie gebannt von dem Anblick der Flamme, die sich mit gierigem Züngeln über die Pfannkuchen hermachte. Ein berauscher Geruch nach Hitze und Zucker stieg auf, während wir die Funken beobachteten, die am äußeren Rand verglommen. Der Alkohol verdampfte, das Feuer erlosch. Es herrschte vollkommene

ne Dunkelheit. Als das Licht wieder anging, fühlte ich mich wie nach einem altertümlichen oder heiligen Ritual, das meine Eltern als Hohepriester vollzogen hatten. Sie servierten jedem von uns einen köstlichen Crêpe, und gewärmt von der Eintracht einer Familie, die sich abends zum gemeinsamen Mahl versammelt, schlief ich danach immer sehr schnell ein.

Sechs Brüder hatte ich, Martial, Gaston, Virgile, Kazan, Élie und Tom. Obwohl mein Vater als Manager für ein weit entferntes Unternehmen arbeitete und abends erschöpft heimkehrte (manchmal gab es dann einen Austausch mit meiner Mutter, bei dem eine Menge Sätze fielen, die ich nicht verstand, wahrscheinlich ging es um die Haushaltsführung), war unser Haus nicht groß genug für sieben Kinderzimmer. Keiner von uns schlief allein. Je nach Alter, je nach Bedarf trug mein Vater tapfer die Doppelstockbetten hin und her. Ich sah ihm gern dabei zu, wie er schnaufte und schwitzte und dennoch unangestrengt wirkte, ein Held, der mit seinen langen Armen die Zimmer nach unseren Wünschen umräumte. Wenn ich abends in mein Bett kletterte und meine Eltern das Licht ausschalteten, schlief ich meistens sofort ein, noch während der Bruder, der gerade das Zimmer mit mir teilte, etwas erzählte.

Die Jungs trugen Sachen, die dem einen oder dem anderen gehörten, diese Gewohnheit machte sie gewissermaßen zu einer einzigen Person, die man zeitgleich in verschiedenen Lebensphasen zu sehen bekam. Dabei hatte jeder seinen eigenen Charakter. Tom war sanftmü-

tig, Élie gelehrt, Kazan miesepetrig, Virgile musikalisch, Gaston ein Spaßvogel, Martial zum Anführer bestimmt. Er war der Älteste und diente uns als Beschwerdestelle, wenn unsere Eltern nicht da waren. Er schlichtete unsere kleinen Streitigkeiten. Er brachte uns alles bei – wie man eine Angelrute bastelt, wie man Pfeil und Bogen schnitzt, wie man Marshmallows röstet. Erst viel später ist mir im Vergleich mit anderen Familien klarge worden, wie sehr Martial mich geliebt haben muss. Er achtete immer darauf, dass ich beim Essen nicht weniger bekam als meine Brüder, er ergriff für mich Partei, wenn ich mich mit Tom zankte. Der hatte als Jüngster auch seine Privilegien. Kazan und Élie schleppten ihn überallhin mit, so bildeten sie zu dritt eine eigene Gruppe. In unserer geschwisterlichen Konstellation war Martial die Sonne, flankiert von zwei Gesteinsplaneten – Gaston und Virgile –, es folgte das Gasplanetentrio der Jüngeren, am Ende kam ich, das einzige Mädchen, das als losgelöster Satellit um jeden der Jungs kreiste. Dieses galaktische Gleichgewicht geriet ins Schwanken, wenn Tom und ich uns zu zweit ausammentaten; dann wurden wir als »die Kleinen« bezeichnet, eine Kränkung sondergleichen, so dass wir uns rasch wieder in die geschwisterliche Galaxie einfügten.

Weil wir zu siebt um die Liebe unserer Eltern buhlten, hatten sie schließlich jedem von uns einen Wochentag zugewiesen. Ich durfte den Sonntag mit meiner Mutter verbringen, das hätte keiner meiner Brüder hingekommen, wäre ich ein Junge gewesen. Wenn ich Kummer hatte, saß ich eine Weile bei ihr auf dem Schoß, doch schon nach ein paar tröstenden Küssen lief ich wieder mit den anderen los. Der Ruf der Gruppe war stärker als alles andere.

Jeder von uns kennt ein Märchen, das in etwa so beginnt: Auf dem Totenbett teilt ein Vater das Erbe unter seinen drei Söhnen auf. Einer soll sein Leben Gott weihen, ein anderer dem König und der letzte dem Handel. Die Söhne gehen auseinander – sie *bauen sich eine Existenz auf*, wie man heute sagen würde. Nach zwanzig Jahren kommen sie unter dramatischen Umständen wieder zusammen, was viele Emotionen auslöst. Ich habe diese endgültige Aufteilung unter den Brüdern lange Zeit als traurig empfunden, weil sie Leben trennt, die bis dahin verbunden waren. Aber wer sagt denn, dass der Sohn, der den Handel wählte, dies nur tat, weil die vornehmeren Berufswege schon vergeben waren? Er hätte sich, wie sein Bruder, der Armee anschließen können. Die beiden anderen hindern ihn nicht daran, der Kirche oder dem König zu dienen, sie tun es lediglich an seiner Stelle. Jeder steckt das Leben, das ihm zuteilwurde und so den anderen erspart blieb, in den gemeinsamen Topf. Die anderen verkörpern alles, was wir selbst sein könnten, sie sind nicht nur unsere Verwandten, sie sind vor allem unser Potential.

Als Nesthäkchen der Familie erlebte ich im Voraus sämtliche Existenzen, die meine Brüder sich aufbauten, jeder von ihnen war ein Teil von mir. Und wenn ich die Hungerleiderin der Familie war, dann für alle Brüder, denn über lange Zeit wollte ich so gern glauben, dass wir zu siebt die gesamte Menschheit vertraten.

Auch wenn ich weiterhin sechs Brüder hatte – Tom, Élie, Kazan, Virgile, Gaston und Martial, die inzwischen Justizbeamter, Gerichtsmediziner, Postangestellter mit Zeitvertrag, Baumpfleger, in der Erwachsenenbildung tätig und Geschäftsführer eines Sanitärunternehmens waren –, so waren wir doch getrennt, dieser Tatsache

musste man ins Auge sehen. Mit meinen 17,70 Euro war ich allein. Was ich durchmachte, brachte ihnen keinen Nutzen. Ihr Erfolg half mir nicht weiter. Man musste dieser Tatsache ins Auge sehen, sie hatten sich alle *eine Existenz aufgebaut* – eine Wendung, die mir immer fragwürdig erschien, denn *sich eine Existenz aufzubauen* läuft mehr oder weniger darauf hinaus, eine Arbeit zu finden, zu heiraten, Hausbesitzer zu werden, sich ein Auto zu kaufen, die Eltern nicht mehr um Geld zu bitten, einen vollen Kühlschrank zu haben. Ich *baue mir eine Existenz auf*, also muss ich niemanden mehr um etwas bitten. Und was bedeutet *eine Existenz zu verlieren*? Keinen Urlaub, Scheidung, keine Arbeit, Emigration, auf Stütze oder moralische Unterstützung angewiesen sein. Wenn man die anderen braucht, hat man sich eben keine *Existenz aufgebaut*.

Es brachen die harten Zeiten an. Ich aß Pasta mit Parmesan, einen Joghurt mit Marmelade, Brot. Ein Risotto mit Brühwürfel, eine Scheibe Schinken, eine Banane. Eine gebratene Zucchini, Reis, eine Birne. Eine Dose Bohneneintopf, zwei Joghurt. Püreeflocken. Eine Tütensuppe, ein Ei. Dreihundert Gramm Hörnchennudeln mit Speiseöl. Zweihundertfünfzig Gramm Spaghetti. Acht Butterbrote. Einen Joghurt.

Ich hatte in mehreren Läden Zettel mit Schildchen zum Abreißen aufgehängt:

GUTEN TAG

Sie haben das Bügeln satt?

Die Hemden nehmen überhand?

Sie sind schon ausgelastet und haben dafür keine Zeit?

MACHEN SIE ES SICH NICHT SO SCHWER.

BUCHEN
SIE MICH

10 EURO PRO KORB (10–15 TEILE)

Sophie	06 66 69 6 d 66
Sophie	06 66 69 6 d 66
Sophie	06 66 69 6 d 66
Sophie	06 66 69 6 d 66
Sophie	06 66 69 6 d 66
Sophie	06 66 69 6 d 66
Sophie	06 66 69 6 d 66
Sophie	06 66 69 6 d 66
Sophie	06 66 69 6 d 66
Sophie	06 66 69 6 d 66

Armut bedeutet nicht, dass man sein Gespür für das soziale Gefälle verliert, und so freundlich die Ladenbesitzer auch waren, fand ich es demütigend, um Hausarbeit zu betteln. Ich tat es eines Morgens, als ich trotz körperlicher Schwäche genug Mut dazu aufbrachte. Die Zettel anzufertigen hatte mir Spaß gemacht. Sie von innen an die Schaufenster zu heften machte mich fertig. Sonnenlicht flutete die Straßen. Ich hatte keine Lust, nach Hause zu gehen. Also nahm ich auf der Terrasse der nächstgelegenen Snackbar Platz, bestellte mir einen Espresso und hatte dabei das Gefühl, eine Riesensünde zu begehen.

»Trink niemals Kaffee auf nüchternen Magen, Kind!«

Reiche verstehen nicht, warum Arme sich für das Falsche entscheiden, warum manche von ihnen sich lieber betrinken, als beharrlich auf ein Stück Fleisch zu sparen. Reiche müssen sich allerdings auch nicht aus einer Zwangsjacke befreien, die ihnen die Luft abschnürt. Ihr Problem liegt eher in der Selbstbeschränkung. Wenn man kein Geld hat, muss man sich hingegen laufend beschränken, man steckt die Nase ins leere Portemonnaie und zählt unaufhörlich. Für den Armen ist es ein Vergnügen, wenn er sich diesem Druck für einen Augenblick entziehen kann. Dann gibt er leichtsinnig Geld aus, gönnt sich einen bescheidenen Luxus, den er sich keinesfalls versagen kann, und wenn die Vernunft vollständig kapituliert, spielt er Lotto, verliert jede Hemmung, verprasst alles. Reichen mangelt es nicht an Zerstreuung, sie haben tagaus, tagein zu tun, sie haben Kinder, einen Job, keine Sekunde zu verlieren. Für den Arbeitslosen wird der Genuss einer Tasse Kaffee zu einer wertvollen Beschäftigung. Im Café kann man Zeitung lesen, Gesprächen lauschen, Kellnern bei der

Arbeit zusehen, den hörbaren Part eines Streits verfolgen, der am Handy ausgetragen wird ... und sich dank dieser kleinen Sketcheinlagen als Teil eines lebendigen Miteinanders fühlen. Die Snackbar, in der ich Zuflucht gefunden hatte, schenkte mir diese ganz gewöhnliche Geselligkeit, eine Geselligkeit, die Gefängnisinsassen in ihrer Zelle so schmerzlich fehlt. Mein Pech, dass ich mir für 1,50 Euro Brot hätte kaufen können, eins dieser tollen, schweren, nahrhaften Brote, ein Kilo Äpfel, um daraus Kompott zu machen – um bei Kräften zu bleiben, gibt es nichts Besseres als Vollkornbrot und Apfelkompott –, aber das ist es ja gerade, wer arm ist und eine Woche lang von Brot und Kompott zehrt, kann einer Portion Pommes frites oder einem Eis einfach nicht widerstehen, er braucht diese Illusion intensiveren Erlebens. Im Supermarkt richtete sich meine Begehrlichkeit auf künstliche Desserts, Nougatschokolade und Tiefkühlgratins. Ich hatte eben Lust auf diese extrem fetthaltigen, Übelkeit erregenden Lebensmittel. Nicht, weil sie nahrhafter oder etwa luxuriöser wären, sondern weil Fertigprodukte viel *leckerer* sind, viel mehr *Geschmack* haben als eine gesunde, fettarme Mahlzeit. Alle Armen haben ihre Laster, so lächerlich sie sein mögen. Das kann man ihnen vorwerfen, aber steckt die Menschenwürde nicht gerade im Überflüssigen – im Zauber eines Anblicks, im Lachen, im Austausch mit anderen, in einer Kinderzeichnung oder einem Tässchen Kaffee in der Bar?

Meine Tasse war leer, als Hector mir per SMS verkündete, dass Belinda sehr positiv auf seine »knusprigen Kurzmitteilungen« reagierte. Mein guter Freund wollte wissen, ob ihr garstiger Liebster noch in der Gegend war. Ich simste ihm, besagter Charles-Édouard sei weit

und breit nicht zu sehen, vermutlich zurück in Paris. Hector könne weiter um seine Schöne werben ... Leider nahm unsere Korrespondenz nur ein paar Minuten in Anspruch.

Ich wäre so gern die Heldin in einem Film gewesen. Ich hätte diese *Phase* meines Lebens gern einem Regisseur überlassen. Mit seiner magischen Schere hätte er eine Sequenz aus verschiedenen Einstellungen gezaubert, die dem Kinopublikum sämtliche Facetten meines Alltags auf einmal vor Augen geführt hätte. Ich, Nudeln essend. Ich, lesend im Bett. Ich, schlurfend in öffentlichen Parkanlagen. Außen/Tag: Ich bringe Werbezettel an. Innen/Nacht: Ich prüfe online meinen Kontostand. Diese Sequenz hätte der Filmemacher mit Musik unterlegt, und das Publikum hätte binnen dreißig Sekunden erkannt, gefühlt, begriffen, wie schwer mein Dasein ist. Danach hätte der Film zu seinem normalen Rhythmus zurückgefunden, den Faden der eigentlichen Handlung aufgenommen, die in Gang kommt, als ein bestimmtes Ereignis alles über den Haufen wirft, ein bemerkenswertes Ereignis, das im Fokus steht und der Heldin ein besonderes Abenteuer beschert. Alles wäre so schnell vorbei gewesen, ich hätte deutlich weniger gelitten. Aber keiner von uns ist eine fiktive Figur. Während ich in dieser Snackbar sitze, habe ich keine Ahnung, ob es eines Tages zu diesem Ereignis kommen wird. Unterdessen bin ich wirklich arm und muss die Hungerleiderzeit zur Gänze durchleben, die ereignislos verstreicht, morgens, mittags, nachts, tagtäglich, unerbittlich, konsequent, erbärmlich und unabwendbar. Im wahren Leben, da, wo Barcodes und Schlaflosigkeit herrschen, wird niemals der Zeitraffer eingesetzt.